

UWE BAUR und KARIN GRADWOHL-SCHLACHER, *Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems. Band 1: Steiermark*, Wien (Böhlau) 2008, 376 S.

Zufällig habe ich dieses Werk parallel zu einem Band (vorzüglicher) narratologischer Einzelstudien gelesen – eine exemplarische Konfrontation zwischen ‚textimmanenter‘ oder theorie-naher und literaturhistorischer Forschung. Sie hat wieder bewusst gemacht, wie verhältnismäßig ‚leicht‘ es ist, die dem Universitätsgermanisten aus der Lehre vertrauten Analyse-Methoden verfeinert und komplex auf Texte anzuwenden und dabei, wenn man nur um Genauigkeit bemüht ist, zu erhellenden Ergebnissen zu kommen – und wie sehr diese Ergebnisse in der Luft hängen, weil sie das Umfeld von Publikumserwartungen, Publikationsmöglichkeiten, ökonomischen und politischen Bedingungen ausklammern, das jeden einzelnen Text bis hinein in die Wahl des Erzählverfahrens oder des Metrums prägt.

Diese Prägung ist in autoritär regierten Ländern besonders stark; sie lässt sich aufgrund der lückenlosen Erfassung aller Vorgänge des Literaturbetriebs und aufgrund der vielen erhaltenen Akten wahrscheinlich in kaum einem Fall so genau beschreiben wie am Beispiel des nationalsozialistischen Deutschland, von 1938 bis 1945 unter Einschluss Österreichs. Das von Uwe Baur initiierte, seit über zwanzig Jahren laufende Grazer Projekt ‚Österreichische Literatur im Nationalsozialismus‘ will in diesem Sinn das „literarische System“ vorstellen, in dessen Rahmen in den ‚Donau- und Alpengauen‘ Literatur entstanden ist. Das Abkürzungs- und Quellenverzeichnis des nun vorliegenden ersten Bandes macht deutlich, wie viel Material gesichtet werden musste (konnte), um die vielfach kaum bekannten Autorinnen und Autoren (unter denen, es sei vorweggenommen, kaum Entdeckungen zu machen, die durchwegs nicht zu ‚retten‘ sind) überhaupt erst zu erfassen und um die Bedingungen zu beschreiben, unter denen sie gearbeitet haben.

Für die Auswahl der im gesamten Projekt zu behandelnden Autorinnen und Autoren gibt das Buch überzeugende Kriterien an (47–59); ganz ausschließen möchte ich allerdings nicht, dass die für die Parteimitglieder besonders gute Aktenlage (ehemaliges Berlin Document Center) zu deren etwas stärkerer Berücksichtigung geführt hat; die Verschiebung der Akzente, die sich daraus ergeben haben könnte, ist aber wohl minimal.

Einer sehr kurzen Einleitung zum gesamten Handbuch folgt eine knappe „literarhistorische Einführung“, die, von gesamtösterreichischen Verhältnissen ausgehend, einen steirischen Schwerpunkt setzt und auch die (wenigen) 1938 aus der Steiermark Geflohenen und Vertriebenen nennt (28ff.). Im Sinn der beabsichtigten „vernetzten“ Beschreibung der „wesentlichen institutionalisierten Faktoren des literarischen Kommunikationssystems“ (7) unabdinglich ist der übersichtliche Abschnitt „Organisation der Kultur im Gau“, der neben den Behörden Vereine, Verlage, Jahrbücher usw. nennt (41–46). Abschließend geben Baur und Gradwohl-Schlacher eine „Gebrauchsanweisung“ (für das ganze Werk). Es folgen die Personenartikel (65–354), die in unterschiedlicher Dichte etwa 100 literarisch tätige Personen vorstellen. Am Ende steht ein Quellenverzeichnis. Leider fehlt ein Register, was das Erkennen der oft nachgewiesenen Querverbindungen zwischen den Autorinnen und Autoren erschwert. (Ob ein Registerband zum Gesamtwerk vorgesehen ist, geht aus den Angaben zur Planung nicht eindeutig hervor; dass er unabdinglich sein wird, ist jetzt schon zu erkennen.)

In den (zu einem großen Teil von Gradwohl-Schlacher verfassten) Autorenartikeln (unter Einschluss der Grazer germanistischen Literaturwissenschaftler) wird neben der Tätigkeit

in der Zeit der Diktatur die vor 1938 und nach 1945 charakterisiert; verzeichnet werden die selbstständigen und (jeweils viele) unselbstständige Veröffentlichungen, ferner Arbeiten für den Film – für einige Autoren der Hauptteil ihrer Tätigkeit – und für das Radio. Dazu kommen in jedem Fall ausführliche Angaben zu den institutionellen Beziehungen, zur Mitarbeit in Medien, oft zu Einkünften, Preisen und Förderungen, wenn jemand davon betroffen war, auch zu Zensurmaßnahmen. Wichtig die die Sozialisierung erhellenden Angaben zu Konfession und Vereinszugehörigkeiten. Urteile über das Verhalten der Autorinnen und Autoren wie über die Qualität ihres Werks bleiben grundsätzlich ausgespart, denunziatorische Gesten werden vermieden.

Erstaunlich ist, wie intensiv (wenn auch wenig vielfältig) das literarische Leben in der nationalsozialistischen Steiermark doch gewesen ist – bis hin zu den üblichen Literaten-Intrigen, etwa in Hinblick auf die Bestellung des Landesleiters der Reichsschrifttumskammer (44f. u. ö.). Einzelne Biografien – z. B. die von Paula Grogger – lassen erkennen, dass scheinbar außer Zweifel stehende politische Bindungen so eindeutig nicht gewesen sind. Die Vettern Kernmayr vertreten das unbürgerliche Element bei den Nationalsozialisten. Bedrückend die Information, dass Hugo v. Kleinmayr zwischen 1938 und 1945 neben einem Wiener Mediävisten der einzige habilitierte Germanist Österreichs war, der nicht der NSDAP angehörte (179). Informationen dieser Art, die die literarische Realität jener unseligen Jahre greifbar machen, enthält der Band sonder Zahl.

Neben nicht ganz wenigen Druckfehlern sind Kleinigkeiten zu korrigieren: So war Anna Seghers nie „Nobelpreisträgerin“ (18); als Konfession von Erika Reinsch („Spann-Rheinsch“) wird auf S. 302 „evangelisch“ angegeben, auf S. 303 ist aber von ihrer Konversion zum Katholizismus (1925) die Rede; die Grazer Sängerschaft Gothia wird mehrfach (111, 293 u. ö.) als „Burschenschaft“ bezeichnet, was insofern irreführend ist, als die viel radikaleren Burschenschaften einen Viktor v. Geramb gewiss ausgeschlossen hätten; Walter S. Landor war nicht Amerikaner, sondern Brite (70). Insgesamt ist die Zahl solcher Fehler gering.

Ein Problem sehe ich in der regionalen Zuordnung der Autoren, für die im Projekt der Geburtsort den Ausschlag gibt. Hatte Mell, eindeutig eine Figur der Wiener Literaturszene, immerhin einen steirischen Zweitwohnsitz, so lässt sich bei dem schon als Kind nach Deutschland gekommenen Bernhard Payr kein Bezug zum steirischen Literatursystem herstellen; ähnlich dünn ist der Steiermark-Bezug bei Artur von Sacher-Masoch und anderen. Da es um die Beschreibung eines synchronen ‚literarischen Systems‘ geht, hätten Baur und Gradwohl-Schlacher in solchen Artikeln gut daran getan ihr (vielleicht unvermeidliches) ‚Territorialkriterium‘ zu thematisieren; in weiteren Bänden sollten sie in solchen Fällen noch mehr von der Möglichkeit der Querverweise Gebrauch machen.

Die Grundfrage an ein Projekt wie das Baur'sche – auf welche die Einleitung erstaunlich wenig eingeht – ist selbstverständlich die, ob es sich lohnt, sich mit etwa 100 (steirischen, insgesamt mit etwa 1.000; vgl. 56) Autorinnen und Autoren zu befassen, die, sieht man von Mell und Nabl ab, nicht einmal in der Hitler-Ära wirklich in den aktuellen Kanon gehört haben; die Begeisterung der damals Lesenden für die streng nationalsozialistischen Dichterinnen und Dichter scheint sich nämlich in Grenzen gehalten zu haben: Ich habe noch die Urteile solcher Leserinnen über die vom Werk des Gesinnungsfreunds Kolbenheyer ausstrahlende Langweile im Ohr.

Gewiss wird es wie hier mit Mell und Nabl im Band Wien mit beispielsweise Weinheber und Doderer, in ‚Oberdonau‘ mit Tumler, in Tirol mit Fussenegger und Oberkofler interessante ‚Fälle‘ geben; aber insgesamt hat man es mit Mittelmaß zu tun. Die Frage, wer von den behandelten Schriftstellerinnen und Schriftstellern wie erfolgreich war, können Baur

und Gradwohl-Schlacher von ihrem Ansatz her übrigens nicht stellen; Rezeptionsprozesse bleiben – von Preisverleihungen abgesehen – unbeachtet; in einigen Fällen gibt es allerdings aufschlussreiche Hinweise auf die Höhe des Einkommens aus schriftstellerischer Tätigkeit (z. B. 170, 234, 240) und auf die Auflagen.

Warum also trotz der Mediokrität der Literatur jener Jahre dieser enorme Forschungsaufwand? Zunächst ist es hochinteressant, eine literarische Epoche einmal unabhängig von zeitgenössischen und späteren Kanonisierungsprozessen zu betrachten. Ein solcher Querschnitt erst macht bewusst, wie sehr wir ohne Kanonbildung in einer Informationsschwemme ertrinken würden. In Baur's Worten: Das umfangreiche Autorenkorpus des Projekts gewährleistet „einen guten Blick in das literarische Kommunikationssystem der Zeit“ und kommt „damit der historischen Realität näher [...] als ein [...] nach Kanon-bezogenen Selektionskriterien erstelltes“ (51). Anders ausgedrückt: Für einen Manfred Jasser waren Mell und Nabl, Kloepfer und Pock Bezugspunkte, nicht Broch und Musil. Ganz können sich übrigens selbst Baur und Gradwohl-Schlacher den Kanonisierungsmechanismen nicht entziehen: Die unterschiedliche Länge der Artikel hat selbstverständlich mit diesen zu tun.

Die Behandlung so vieler Zeitgenossen lässt Parallelen in den Lebensläufen erkennen, ähnliche Grundmuster der bürgerlichen und literarischen Karrieren. Die systematischen Angaben zu Biografie, Konfession, Ausbildung, Mitgliedschaften usw. ermöglichen Rückschlüsse auf bedeutendere Autoren, deren *curricula vitae* sich vielfach nur in Kleinigkeiten vom ‚Schema‘ unterscheiden. Da die Entwicklung vor 1938 einbezogen wird, lässt sich der ‚Weg zum Nationalsozialismus‘, den sehr viele gegangen sind, gut nachvollziehen, fast immer hat er über deutschnationale Vereinigungen und ab etwa 1933 über Tarnorganisationen geführt. Geht man davon aus, dass aus Gründen der Bildungsvoraussetzungen ein ganz großer Teil der 1938 Schreibenden aus dem Bürgertum gekommen ist, machen einem diese parallelen Lebensläufe erschreckend bewusst, wie allgemein die Hinwendung dieser Schicht zum Nationalsozialismus gewesen ist, wohl nicht nur in der Steiermark. Diese Fakten müssten auch die Zeithistorikerin in hohem Maße interessieren. Einige bizarre Abweichungen vom ‚Schema‘ (Krenn) fallen kaum ins Gewicht, so wenig wie die geringe Zahl von Autorinnen und Autoren, die nach 1938 entweder nichts mehr veröffentlichen konnten (Schneider) oder gerade noch geduldet waren.

Abschließend komme ich auf den Gegensatz zwischen dem Positivismus dieses beeindruckenden Projekts und einer im weitesten Sinn ästhetisch orientierten Literaturwissenschaft zurück. Eine Arbeit wie diese könnte die Basis für eine Historisierung textbezogener Untersuchungen sein, die narrative Verfahren, lyrische Bildsprache usw. nicht nur beschreibt, sondern in Hinblick auf Originalität oder Konventionalität einordnet. Würde man an dem hier prinzipiell zugänglich gemachten Textcorpus beispielsweise die bis 1945 vorherrschenden Erzählverfahren erarbeiten, könnte man mit mehr Überzeugungskraft darlegen, wieweit vielleicht schon in dieser Epoche Einzelne diese Verfahrensweisen verlassen (etwa Doderer in ›Ein Mord den jeder begeht‹?), wieweit nach 1945 bei Schreibenden, die vorwiegend in dieser Tradition stehende Texte kannten, einerseits Neues passiert, andererseits auch an ihren Büchern (selbst an der ›Größeren Hoffnung‹) die eine oder andere (formale) Eierschale der üblen Jahre kleben geblieben ist. Auf der Materialbasis, die dieses Buch bietet und die erst recht das Gesamtprojekt bieten wird, wird sich über den ästhetischen Aspekt der Zäsuren ohne Folgen in der Literatur der zweiten Republik viel mehr sagen lassen als bisher – vorausgesetzt man lässt sich auf die hier erschlossenen Werke auch ein, liest sie (vermutlich ohne großen Lustgewinn) und ordnet zuletzt die ‚großen‘ Autoren in den Kontext ein, aus dem sie hervorgegangen sind.

Die Literatur der dreißiger und frühen vierziger Jahre in Österreich zeigt nicht nur klägliches politisches Versagen, sondern ist weitgehend auch ästhetisch gescheitert. Überwindung und fortwährende Akzeptanz sowohl der politischen als auch der literarischen Kriterien können durch Baur's kanonfreie Präsentation des gesamten literarischen Systems schärfer erkannt werden als bisher.

Übrigens ist das Projekt nicht nur für die Literaturgeschichte Österreichs relevant. Da ein solches Handbuch nur für einen begrenzten Raum und nicht für das ganze Territorium des damaligen Deutschen Reichs zu bewältigen ist, müssen die in diesem Projekt gewonnenen Erkenntnisse trotz den etwas anderen Verhältnissen, zumal der anderen ‚Vorgeschichte‘, exemplarisch auch für das ‚Altreich‘ gelten.

So bleibt ein rascher Fortgang dieses Handbuchs zu wünschen, in der Gründlichkeit und Sachlichkeit, die diesen ersten Band auszeichnen.

Sigurd Paul Scheichl (Innsbruck)

PAUL GOETSCH, *Machtphantasien in englischsprachigen Faust-Dichtungen. Funktionsgeschichtliche Studien* (= Beiträge zur englischen und amerikanischen Literatur; Band 26), Paderborn, München, Wien, Zürich (Ferdinand Schöningh) 2008. 303 S.

Die literarische Verarbeitung der Faust-Gestalt bzw. der ‚Faust-Mythe‘ von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart steht im Mittelpunkt von Paul Goetschs außerordentlich interessanter und anregender Studie. Die Auseinandersetzung mit kulturellen Mythen trifft in der Literatur- und Kulturwissenschaft seit einiger Zeit – nicht zuletzt auch im Gefolge der bereits seit den 1990er-Jahren anhaltenden Hochkonjunktur der Gedächtnis- und Erinnerungsforschung – auf vermehrtes Interesse. Eine Beschäftigung mit historischen und literarischen Figuren, wie etwa der Faust-Gestalt, die in verschiedenen Texten und Medien über die Jahrhunderte hinweg immer wieder neu kontextualisiert und gedeutet worden sind, ist aus literatur- und kulturwissenschaftlicher Perspektive unzweifelhaft von großem Interesse, ermöglicht doch die divergierende Ausgestaltung dieser Figuren und der mit ihnen assoziierten Situationen und Konstellationen überaus interessante Rückschlüsse auf kulturelle Wandlungsprozesse. Literarische Gattungen sind aus funktionsgeschichtlicher Sicht bisweilen als Antworten auf gesellschaftliche Herausforderungslagen aufgefasst worden; eine vergleichbare Hypothese lässt sich auch bezüglich der Verarbeitung literarischer (und historischer) Figuren aufstellen, wie Goetschs Studie in überzeugender Weise durch die Untersuchungen zur Faust-Dichtung demonstriert.

Bei Goetschs Vorhaben, einen Überblick über die englischsprachigen Faust-Dichtungen von ihren Anfängen in der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart zu geben und deren sich wandelndes Funktionspotential herauszuarbeiten, handelt es sich schon angesichts der Fülle des relevanten Quellenmaterials um ein äußerst ambitioniertes Projekt. Goetsch gelingt es in seiner Monographie sehr gut, Kontinuitätslinien und Veränderungen in der literarischen Verarbeitung und Deutung der Faust-Gestalt wie auch der faustischen